

# Nicht alles über einen Kamm..

Wenn ein ZEIT-Autor sagt, er höre gerne Rap, nimmt ihn keiner ernst. Trotz aller Kritik an den gegenwärtigen Auswüchsen dieses Genres muss Deftiges weiterhin möglich sein

Ich fange an mit einer Warnung, weil das dem Thema angemessen ist. Der Nächste, der mich fragt, welche Musik ich gerne höre, und mich dann, wenn ich erkläre, dass ich ausschließlich Hip-Hop höre, am liebsten Gangsta-Rap, mit einem süffisanten Grinsen ansieht und sagt »Ja, klar, aber jetzt mal ehrlich« und dazu die Hände abwinkelt, als seien sie gebrochen, weil er denkt, dass das Rapper so machen, und dann mit diesen pseudogebrochenen Händen wackelt und »Yo, yo!« sagt, also der Nächste, der mir so kommt, für den habe ich eine Textstelle parat: »Ruf den Sani-Arzt / Denn ich stech mit 'nem Raki-Glas / Durch den Adidas-Anzug von dei'm Bodyguard.«

Das Zitat stammt aus einem Song von Haftbefehl, einem sogenannten Straßenrapper, und natürlich ist das erst einmal nur geborgte Härte, geborgter Zorn. Natürlich laufe ich nicht mit Schnapsgläsern herum, die ich dann an einer Tresenkante zerschlage, um daraus eine Stichwaffe zu basteln, und ich kenne auch keine Leute, die tagsüber Trainingsanzug tragen oder einen Bodyguard beschäftigen.

Aber ich kenne die Wut, die sich einstellt, wenn man schief angeschaut und belächelt wird. Wenn einem die Leute keinen Respekt erweisen, obwohl man welchen verdient hat oder glaubt, welchen verdient zu haben. Wenn man keine Anerkennung erhält oder zu wenig davon abkriegt. Wenn sich das Gefühl einstellt, dass die Falschen weiterkommen und die Guten gegängelt und ausgebeutet werden.

Und da es auf der anderen Seite überhaupt keinen Sinn ergibt, zu jammern und zu schmolten, weil Selbstmitleid ebenso unerträglich und aggressiv ist wie rücksichtslose Egozentrik, weil es also einerseits diese Wut gibt und andererseits das Wissen darum, dass ein Stich in einen Adidas-Anzug (es kann, je nach Milieu, auch ein Brioni-Sakko oder ein Kaschmirpulli sein) die Welt kein bisschen besser machen wird, deshalb ist es großartig, Rap zu haben.

Wem das jetzt zu heftig klingt, der kann ja aufhören zu lesen und sich eine schöne alte Rock-

---

*Wenn du dich schwach  
fühlst und ohnmächtig  
und wütend bist, dann  
kannst du dich als Mann  
auch in einem weiblichen  
Underdog wiedererkennen*

---

platte auflegen, irgendeinen dieser pseudovirilen, pseudokritischen Ich-gegen-die-Welt-Songs, am besten mit einem endlos langen Gitarrensolo. Schrammelschrammelschrammel. Das Gitarrensolo ist eigentlich nur Onanie ohne Genitalien, die unterste Schublade des Narzissmus mit musikalischen Mitteln.

Vor ein paar Wochen erschien an dieser Stelle eine Lobeshymne auf Axl Rose und die Rockband Guns N' Roses. Autor des Artikels war Andreas Bock. Ich kenne Andreas Bock nicht, aber wir haben jetzt Beef. Beef ist Hip-Hop-Jargon für Ärger, Stress, Streit. Ich habe Beef mit

Andreas Bock, stellvertretend für die vielen anderen Rockfans, die mich schon in meiner Kindheit, spätestens aber in meiner Jugend genervt und gequält haben. Die Jungs mit langen Haaren, Stonewashed Jeans und frisiereten Mopeds, die nie einen ordentlichen Satz rausbekamen gegenüber einem Mädchen, aber am Ende saßen Jutta oder Tine dann doch hintendrauf auf dem Moped, während man selber sehen konnte, wo man die mühsam angelesenen Rilke-Zitate anbringt.

Wer in den Achtzigern ein schwächerer und verkopfter Teenager war und dazu noch ein Bewusstsein hatte von der eigenen Schwäche und dem Verkopftsein (auf bescheuerte Weise bedingt sich das gegenseitig), der brauchte natürlich auch ein popkulturelles Ventil, um es mal soziologisch zu sagen. Aber was hätte das sein sollen? Spandau Ballet? Modern Talking? Die Pet Shop Boys?

Es sind also die Achtziger. Ich bin sechzehn, ich bin siebzehn, ich lese jede Menge schwieriges Zeug, das ich nur halb verstehe, und entsprechend punkte ich auch bei den Girls nur so halb, wenn überhaupt. Ich werde immer unruhiger, man könnte auch sagen trauriger, weil zu Hause läuft es nicht so toll. Mein Vater ist abgehauen, meine Mutter sitzt im Twinset auf dem Sofa, nestelt an ihrem Siegelring und hört mit Tränen in den Augen Janis Joplin, Cry Baby. Wer das in der Pubertät mitansehen musste, der kann schon allein deshalb Rock nicht ausstehen.

Und in der Schule eben die

Jungs mit den langen Haaren und den Mopeds. In der Pause übersetze ich ihnen die Songtexte ihrer Lieblingsbands, AC/DC, Hells Bells. So viel kiffen kann man gar nicht, um den Refrain »Höllenglocken! Höllenglocken!« nicht abgrundtief bescheuert zu finden.

... Gonokokken!« Von da an ist auch Punk keine Option mehr.

Ich bin jetzt also ein libidinös übelst verspannter, intellektuell übermunitionierter Spross einer alleinerziehenden Mutter, die sich wahlweise in den Songs eines heroinabhängigen Hippies oder einer ostdeutschen Pun-

Groove. Nicht der Marschrhythmus, der auch die fürchterliche Rockmusik auf Linie bringt, sondern das Verschobene, Treibende, die verzögerte Betonung im Takt, durch die diese tolle Spannung und Erwartung entsteht. Wie das nach vorne drängt, wie das Swing hat, überhaupt ist



„Mein Vater ist abgehauen, meine Mutter sitzt im Twinset auf dem Sofa, nestelt an ihrem Siegelring und hört mit Tränen in den Augen Janis Joplin, Cry Baby. Wer das in der Pubertät mitansehen musste, der kann schon allein deshalb Rock nicht ausstehen. (...) Als ich das erste Mal Kurt Cobain höre, diesen depressiven, gepressten Tonfall, fällt mir sofort meine Mutter ein, die ihrerseits das Genre gewechselt hat und stark verspätet Nina Hagen für sich entdeckt. »Ich wasch nicht deine Käsesocken! ... Gonokokken!« Von da an ist auch Punk keine Option mehr.“  
Daniel Haas

Die Achtziger gehen zu Ende, ich fange an zu studieren. Ich denke immer noch, dass Eloquenz ein anderes Wort für Sex-Appeal ist. Aber die Wirklichkeit holt mich ein. Die Typen, die die Frauen abbekommen, halten es mit Grunge und tragen Flanellhemden. Als ich das erste Mal Kurt Cobain höre, diesen depressiven, gepressten Tonfall, fällt mir sofort meine Mutter ein, die ihrerseits das Genre gewechselt hat und stark verspätet Nina Hagen für sich entdeckt. »Ich wasch nicht deine Käsesocken!

kerin wiedererkennt. Es fehlen männliche Vorbilder, es fehlen männliche Helden, der Groll wächst, die Anspannung wächst, die Grunge-Jungs sammeln die Erfahrungen, von denen ich in irgendwelchen Büchern lese.

Und dann tritt Jan Schnurrbusch in mein Leben. Er bringt eine Hip-Hop-Platte mit, Jungle Brothers, das Album heißt Straight out the Jungle. Ich verstehe kein Wort, aber da ist so viel, was ich begreife: dieser Rhythmus, von dem man mir später sagen wird, das sei

da so viel vom Jazz drin in dieser Musik. Und dann taucht ein lang verschollenes Erinnerungsbild auf: mein Vater vor dem Musikschrank. Er trägt Kopfhörer, und trotzdem hört man die Bläser, wie sie sich aus den Hörmuscheln heraus ins Wohnzimmer fräsen. The Atomic Mr. Basie heißt die Platte. Es ist, als ob der Sound aus dem Kopf meines Vaters herausdröhnt. Laut, wild, hart.

Und dieselben Bläser schmettern auf einmal durch die Stücke der Jungle Brothers, weil diese

frühen Hip-Hopper die sogenannte Sampling-Technik anwenden: Sie schnipseln Motive, Klangstückchen, aus anderen Werken heraus, vorzugsweise aus Jazz- und Soulsongs, und basteln daraus ein eigenes Stück. Da ist also der Jazz, den mein Vater hört. Und die Lyrik, die ich bergeweise in mich hineinfresse. Sound und Text, viel Text, und mit Texten kenn ich mich mittlerweile ein wenig aus.

Ich höre von da an Hip-Hop mit meinem neuen Freund Jan Schnurrbusch, und dass er mir Karin ausspannt, die Rap-Platten auflegt in einem Tübinger Club namens Tangente Night, darunter ein Album des 2016 verstorbenen Blowfly, dessen Texte so versaut sind, dass man ihr mit Hausverbot droht (im eigenen Club Hausverbot, wie cool ist das denn bitte!), dass Jan mit Karin zusammen ist, müsste eine Katastrophe sein, ist es aber nicht. Irgendwie ist das, was uns verbindet, stärker als das, was uns trennt. Hip-Hop als Soundtrack der Blutsbrüderschaft.

Neunzehnhundertvierundneunzig, Hamburg, ich bin Werbetexter, die Kollegen hören Cohen und Dylan, viel Dylan, Musik, die klingt wie ein Soziologieseminar. Musik von Leuten, die eigentlich Gemeinschaftskundelehrer hätten werden müssen, aber irgendwann eine Westergitarre geschenkt bekamen, und am Lagerfeuer sagte keiner rechtzeitig, du, schreib das doch besser auf und mach eine Unterrichtseinheit draus.

So, jetzt habe ich auch Beef mit einem Nobelpreisträger.

Im selben Jahr erscheint das Album *Illmatic* von Nas. Auf der Platte ist das Gesicht eines kleinen Jungen zu sehen vor einer Kulisse aus Wohnblocks, die Bronx, ein New Yorker Ghetto der Schwarzen. Nas erzählt in seinen Songs von Armut, von der Enttäuschung über korrupte Politiker, vom Stress, in einer Großstadt durchzukommen.

Das ist der Moment, als mir klar wird, dass Identifikation nicht unbedingt über die Zugehörigkeit zur selben Rasse oder sozialen Gruppe verläuft, sondern darüber, welche Position man innerhalb eines Systems einnimmt. Wenn du dich schwach fühlst und ohnmächtig und wütend bist, dann kannst du dich als Mann auch in einem weiblichen Underdog wiedererkennen. Oder eben in einem Schwarzen aus New York.

Natürlich komme ich nicht aus dem Ghetto. Ich kenne nicht den Schmerz der Diskriminierung aufgrund meiner Hautfarbe, nicht das Elend der Armut. Aber ich bin zornig: darüber, dass mein Vater so früh aus meinem Leben verschwunden ist. Darüber, dass ich an Geld kommen und mich dafür anpassen muss. Dass es Konkurrenz gibt und Ungerechtigkeiten im Job und, ja, auch im Privatleben.

Hip-Hop macht keinen Bogen um diese Tatsachen. Hip-Hop sagt, was Sache ist: Geld zählt. Macht ist geil und gefährlich. Die Starken sind oft die Fiesen, und sie setzen sich auch ziemlich oft durch.

Hip-Hop ist eine Wutmaschine, ein Apparat zur Transformation von Aggression, er verwandelt Zorn in ein Stilmittel, in eine Ästhetik, und in dieser Hinsicht verstehe ich nicht, warum nicht alle Typen wie ich, Leute mit Eierkopf und Hornbrille und einem durch bürgerliche Bildungermaßen zugeräumten Hirn, dass ihnen, wenn sie sauer sind, nie ein ordentliches Schimpfwort, sondern immer nur das nächste Gottfried-Benn-Zitat einfällt (zugegeben, nicht schlecht: »die Krone der Schöpfung, der Mensch, das Schwein«), warum also Typen wie ich nicht aufhören, diese weinerliche, pseudoliterarisch aufgeblähte Indierock-Musik zu hören, Songs über kaputte Beziehungen und dass man die Umwelt retten muss und überhaupt: der böse, böse Kapi-

talismus.

Der mittlerweile schwerreiche Jay-Z, dessen aktuelles Album 4:44 gerade erschienen ist, hat gesagt: »I am not a businessman, I am a business, man.« Ich bin kein Geschäftsmann, ich bin ein Geschäft, Mann! Gibt es eine schonungslosere Art, zu sagen, dass man als moderner Mensch immer auch eine Ware ist? Dass man die eigene Haut zu Markte trägt? Lässt sich die Zurichtung durch die Logik des Mehrwerts besser auf den Punkt bringen als mit diesem Satz?

Man muss mutig sein und klug, um so eine Zeile zustande zu kriegen. Vermutlich können die Axl-Rose-Fans das nicht verstehen, sie hören ihren Idolen lieber beim Jammern und Schmol-len zu. Guter Hip-Hop hingegen wird von tapferen Menschen gemacht. Einen Abgesang aufs eigene Elend wird man von ihnen nicht hören.

»Ein junger Mann, der wütend ist, ist sexy. Ein alter Mann, der wütend ist, ist ein Arschloch«, hat der amerikanische Regisseur John Waters einmal gesagt. Ich bin 50 und habe nicht vor, ein Arschloch zu werden. Lieber halte ich mich an Hip-Hop, um Beef zu haben, mich zu streiten, anzugreifen, auszuteilen. Mit offenem Visier. Die besten Gangsta-Rapper verstecken sich nicht, sie schlagen zu, verbal, mit der ganzen Härte ihres Könnens. Und sie stecken ein, mit Respekt vor dem Talent ihres Gegners.

Also, wenn du ein Problem hast, zum Beispiel mit diesem Text, dann melde dich, sprich dich aus, sag, was deiner Meinung nach Sache ist. Nur komm mir nicht mit Yo! Ein Yo ist mir zu wenig.

DANIEL HAAS

Der Artikel erschien in der ZEIT 30/2017 unter dem Titel: Wollt ihr Beef?